

PAVILLON

DEAN KOONTZ

Todesdämmerung

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Heinz Nagel*

PAVILLON VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
THE SERVANTS OF TWILIGHT

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe 10/2005

Copyright © 1984 by NKUI, Inc.

Copyright © der deutschen Ausgabe 1991 by

Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright © dieser Ausgabe 2005 by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagillustration: Workbookstock / mauritius images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

www.heyne.de

ISBN: 978-3-453-77053-9

Dieses Buch ist zwei ganz besonderen Menschen gewidmet,

George und Jane Smith

– und ihrer reizenden Tochter Diana Summers wie ihren Katzen. Möge ihnen all das Glück und der Erfolg beschieden sein, den sie so sehr verdienen. (Ich meine natürlich George und Jane und Diana, nicht die Katzen.) Und auf daß sie Spaß haben mögen beim Mäusesfangen und beim Gesang auf den Zäunen. (Das gilt natürlich für die Katzen, nicht für George, Jane und Diana.)

Teil I

DIE HEXE

Und nach dem Essen sitzen
wir and'ren Kinder all'
ums Feuer in der Küch'
und haben großen Spaß,
wenn Annie ihre Geschichten erzählt
von der bösen Hex',
die einen auffrißt.

Wenn

Man

Nicht

Aufpaßt!

Little Orphant Annie,

James Whitcomb Riley, 1849–1916

... die Staubhexe kam murmelnd.
Als Will einen Augenblick später aufblickte,
sah er sie.
Nicht tot! dachte er. Weggeschleppt, verletzt,
gestürzt, ja, aber jetzt wieder zurück
und wahnsinnig.
Herrgott, ja, wahnsinnig, und sie sucht
ausgerechnet mich!

Something Wicked This Way Comes,

Ray Bradbury

1

Es begann im Sonnenschein, nicht in einer finsternen, stürmischen Nacht.

Sie war nicht auf das vorbereitet, was geschah, war nicht auf der Hut. Wer hätte auch an einem wunderschönen Sonntagnachmittag mit etwas so Schlimmem gerechnet.

Der Himmel war klar und blau. Dafür, daß es Ende Februar war, war es überraschend warm, selbst für Südkalifornien. Eine sanfte Brise wehte und trug den Duft von Winterblumen mit sich. Es war einer jener Tage, an dem es jedem beschieden schien, ewig zu leben.

Christine Scavello war zur South Coast Plaza in Costa Mesa gefahren, um dort einiges einzukaufen, und sie hatte Joey mitgenommen. Er liebte das große Shoppingcenter; der künstliche Bach faszinierte ihn, der plätschernd durch einen Flügel des Gebäudes strömte, mitten durch die öffentliche Promenade, und dann am Ende einen sanften Wasserfall bildete. Dann beeindruckten ihn die Hunderte von Bäumen und Pflanzen, die dort unter dem Dach wuchsen, und außerdem war Joey der geborene Menschenbeobachter; aber am allermeisten mochte er das Karussell im mittleren Hof. Wenn er einmal Karussell fahren durfte, trottete er ruhig und zufrieden hinter Christine her, während sie zwei oder drei Stunden lang einkaufte.

Joey war ein guter Junge, der beste, den man sich wünschen konnte. Er war nie quengelig, bekam nie Wutanfälle und beklagte sich auch nie. Wenn es den ganzen Tag über regnete und er nicht aus dem Haus durfte, dann verstand er es, sich stundenlang mit sich selbst zu beschäftigen und sich nie zu langweilen oder unruhig zu werden, wie das die meisten Kinder tun.

Christine schien es manchmal, als wäre Joey in Wirklichkeit ein alter Mann in dem kleinen Körper eines sechsjährigen Jungen. Hier und da sagte er höchst erstaunliche, er-

wachsene Dinge, und gewöhnlich verfügte er über die Geduld eines Erwachsenen, besaß häufig eine Weisheit, die weit über seine Jahre hinausreichte.

Aber dann konnte es wieder sein, ganz besonders wenn er fragte, wo sein Daddy war oder warum sein Daddy weggegangen wäre – oder selbst wenn er nicht fragte oder nur dastand und die Frage in seinen Augen glänzte –, daß er so unschuldig, so zerbrechlich, so herzerreißend verletzbar aussah, daß sie ihn einfach in die Arme nehmen und an sich drücken mußte.

Und wenn sie ihn so an sich drückte, so war das manchmal nicht nur ein Ausdruck ihrer Liebe für ihn, sondern sie wich damit der Frage aus, die er gestellt hatte. Sie hatte es nie fertiggebracht, ihm zu erklären, wie das mit seinem Vater gewesen war, und das war auch ein Thema, von dem sie sich wünschte, er würde es fallenlassen, bis sie soweit war, daß sie darüber sprechen wollte. Er war zu jung, um die Wahrheit zu begreifen, und sie wollte ihn nicht anlügen – wenigstens nicht zu offenkundig, und ihn mit schönen Worten täuschen wollte sie auch nicht.

Er hatte erst vor ein paar Stunden nach seinem Vater gefragt, auf dem Weg zum Shoppingcenter. Und sie hatte gesagt: »Honey, dein Daddy war einfach noch nicht soweit, daß er die Verantwortung für eine Familie tragen konnte.«

»Hat er mich nicht gemocht?«

»Er hat dich überhaupt nie gekannt, wie konnte er dich also nicht mögen? Er ist schon vor deiner Geburt weggegangen.«

»Ach so? Aber wie konnte ich denn geboren werden, wenn er nicht da war?« hatte der Junge skeptisch gefragt.

»Das verstehst du noch nicht. Das wirst du einmal in der Schule lernen, in Sexualkunde«, hatte sie amüsiert gesagt.

»Wann denn?«

»Oh, ich denke in sechs oder sieben Jahren.«

»Da muß ich aber lange warten.« Er hatte geseufzt. »Ich wette, daß er mich nicht gemocht hat und deswegen weggegangen ist.«

Sie hatte die Stirn gerunzelt und gesagt: »Schlag dir das

ganz aus dem Kopf, Süßer. Ich war es, den dein Daddy nicht gemocht hat.«

»Du? Dich hat er nicht gemocht?«

»Ganz richtig.«

Joey war ein oder zwei Straßen lang still gewesen, hatte aber am Ende gesagt: »Junge, wenn er dich nicht gemocht hat, muß er einfach blöd gewesen sein.«

Und dann hatte er offenbar gespürt, daß ihr das Thema peinlich war, und hatte es gewechselt. Ein kleiner alter Mann in dem kleinen Körper eines sechsjährigen Jungen.

Tatsache war, daß Joey das Produkt einer kurzen, leidenschaftlichen, unüberlegten und dummen Affäre war. Manchmal, wenn sie sich daran erinnerte, konnte sie einfach nicht glauben, daß sie so naiv gewesen war oder so verzweifelt darauf erpicht zu beweisen, daß sie eine unabhängige Frau war. Es war die einzige Beziehung in Christines Leben, die eigentlich verrückt gewesen war, das einzige Mal, daß sie sich wirklich hatte hinreißen lassen. Sie hatte sich eingeredet, daß das Romantik war, nicht nur Liebe, sondern die Große Liebe, sogar die Liebe-auf-den-ersten-Blick. In Wirklichkeit war sie einfach nur schwach und verletzlich gewesen und förmlich darauf erpicht, sich selbst zum Narren zu machen. Später, als sie erkannte, daß Mr. Wunderbar sie angelogen und sie in Wirklichkeit nur ausgenutzt hatte, ohne jede Rücksicht auf ihre Gefühle, kalt und zynisch, hatte sie sich zutiefst geschämt. Und dann wurde ihr nach einer Weile klar, daß es einen Punkt gab, wo Scham und Selbstvorwürfe zu etwas wie Selbstmitleid wurden, und das war fast genauschlimm wie die Sünde, die diese Gefühle ausgelöst hatte; also verdrängte sie die jämmerliche Episode und gelobte sich, sie zu vergessen.

Nur daß Joey immer wieder fragte, wer sein Vater war, wo sein Vater war, warum sein Vater sie verlassen hatte. Und wie konnte man einem Sechsjährigen etwas von triebhaftem Verhalten erklären und davon, wie einen das eigene Herz täuschen konnte, und von der eigenen bedauernswerten Fähigkeit, sich gelegentlich völlig zum Narren zu machen? Und wenn man das konnte, hatte sie es jedenfalls

noch nicht begriffen. Sie würde einfach warten müssen, bis er groß genug war, um begreifen zu können, daß Erwachsene manchmal genauso dumm und konfus wie kleine Kinder sein konnten. Und bis zu dem Zeitpunkt hielt sie ihn mit vagen Antworten und Ausflüchten hin, die sie beide nicht befriedigten.

Sie wünschte sich nur, er würde nicht so verloren, so klein, so verletzbar aussehen, wenn er nach seinem Vater fragte. Ihr war dann jedesmal zum Heulen.

Die Verletzbarkeit, die sie in ihm wahrnahm, bedrückte sie. Er war nie krank; ein außergewöhnlich gesundes Kind war er, und dafür war sie dankbar. Trotzdem las sie alle Zeitschriftenartikel über Kinderkrankheiten, nicht nur über Mumps und Masern und Windpocken – dagegen und gegen einige andere hatte sie ihn impfen lassen –, sondern über schreckliche, unheilbare Krankheiten, die zwar nur selten auftraten, aber gerade deshalb besonders erschreckend waren. Sie prägte sich die Frühsymptome hundert exotischer Krankheiten ein und hielt beständig Ausschau, ob diese etwa an Joey auftraten. Natürlich holte er sich wie jeder andere aktive Junge all die Aufschürfungen und Schrammen, die es zu holen gab, und der Anblick seines Blutes jagte ihr immer wieder eine Höllenangst ein, selbst wenn es nur ein einziger Tropfen aus einer kleinen Hautabschürfung war. Ihre Sorge um Joeys Gesundheit war beinahe zwanghaft, aber sie ließ es nie zu, daß wirklich etwas Zwanghaftes daraus wurde, weil sie die psychologischen Probleme kannte, die eine übermäßig besorgte Mutter in einem Kind hervorrufen konnte.

An jenem Sonntagnachmittag im Februar, als plötzlich der Tod vor Joey trat und ihn angrinste, geschah das nicht in Gestalt von Viren und Bakterien, um die Christine sich Sorgen machte. Es war einfach nur eine alte Frau mit strähnigem grauem Haar, einem blassen Gesicht und grauen Augen in der Farbe von schmutzigem Eis.

Als Christine und Joey das Einkaufszentrum durch Bullock's Warenhaus verließen, war es fünf Minuten nach drei. Die Sonne spiegelte sich im Chrom der Automobile und in

den Windschutzscheiben von einem Ende des breiten Parkplatzes bis zum anderen. Ihr silbergrauer Pontiac Firebird stand in der vordersten Reihe von Bullock's auf dem zwölften Platz, und sie hatten ihn schon fast erreicht, als die alte Frau auftauchte.

Sie trat zwischen dem Firebird und einem weißen Ford Combi hervor, stellte sich ihnen direkt in den Weg.

Auf den ersten Blick wirkte sie gar nicht bedrohlich. Ein wenig seltsam war sie zwar, aber auch nicht mehr als das. Ihre schulterlange graue Mähne wirkte vom Wind zerzaust, obwohl nur eine milde Brise über den Parkplatz wehte. Sie war um die Sechzig, vielleicht sogar Anfang der Siebzig, vierzig Jahre älter als Christine, aber ihr Gesicht zeigte keine tiefen Falten, und ihre Haut war glatt wie die eines Babys; sie hatte die unnatürliche Aufgedunsenheit an sich, wie sie häufig von Cortisonspritzen herrührte. Eine spitze Nase. Kleiner Mund, dicke Lippen. Ein rundes Kinn mit einem Grübchen. Sie trug eine einfache Kette mit Türkisen, eine langärmelige grüne Bluse, einen grünen Rock, grüne Schuhe. Sie hatte acht Ringe an den plumpen Händen, alle grün: Türkis, Malachit, Smaragde. Was sie trug, wirkte wie eine Uniform.

Sie blinzelte Joey zu, grinste und sagte: »Du liebe Güte, bist du aber ein hübscher junger Mann.«

Christine lächelte. Solche Komplimente von Fremden waren für Joey nichts Neues. Mit seinem dunklen Haar, den strahlenden blauen Augen und den gutgeschnittenen Zügen war er wirklich ein auffallend hübsches Kind.

»Ja, wirklich, ein richtiger kleiner Filmstar«, sagte die alte Frau.

»Danke«, sagte Joey und wurde rot.

Christine sah sich die fremde Frau näher an und fühlte sich veranlaßt, ihren ersten Eindruck zu korrigieren, der ›großmütterlich‹ gewesen war. Der zerdrückte Rock der alten Frau war mit Fusseln übersät. Sie hatte zwei Flecken auf der Bluse und Schuppen auf den Schultern. Ihre Strümpfe waren an den Knien ausgebeult, und am linken Bein hatte sie eine Laufmasche. Sie hielt eine verglimmende Zigarette

in der Hand, und die Finger ihrer rechten Hand waren vom Nikotin gelb. Sie gehörte zu den Leuten, von denen Kinder nie Schokolade oder Bonbons oder sonstige Leckerbissen annehmen sollten – nicht weil sie der Typ war, der Kinder vergiftete oder belästigte, sondern weil sie die Art von Frau war, die eine schmutzige Küche hatte. Selbst bei näherem Hinsehen wirkte sie nicht gefährlich, nur ungepflegt.

Jetzt beugte sie sich zu Joey hinunter, grinste ihn an, nahm Christine überhaupt nicht zur Kenntnis und sagte: »Wie heißt du denn, junger Mann? Kannst du mir deinen Namen sagen?«

»Joey«, sagte er scheu.

»Wie alt bist du, Joey?«

»Sechs.«

»Erst sechs und schon hübsch genug, um Frauen zum Schmachten zu bringen!«

Joey wußte vor Verlegenheit nicht, wo er hinsehen sollte, und hatte offensichtlich keinen sehnlicheren Wunsch als zum Wagen zu rennen. Aber er blieb, wo er war, und benahm sich höflich, wie seine Mutter es ihm beigebracht hatte.

Die alte Frau sagte: »Ich wette einen Dollar gegen einen Zuckerkringel, daß ich deinen Geburtstag kenne.«

»Ich hab' keinen Zuckerkringel«, sagte Joey, der die Wette wörtlich nahm, und warnte sie damit feierlich, daß er nicht würde zahlen können, falls er verlor.

»Ist das nicht reizend?« sagte die alte Frau zu ihm. »Wirklich wunderbar. Aber ich weiß es. Du bist am Heiligen Abend geboren.«

»Nee«, sagte Joey. »Zweiter Februar.«

»Zweiter Februar? Ach, komm schon, mach dich nicht über mich lustig«, sagte sie, Christine immer noch ignorierend, und grinste Joey breit an, drohte ihm scherzhaft mit dem nikotingelben Finger. »Ich weiß ganz sicher, daß du am vierundzwanzigsten Dezember geboren bist.«

Christine begann sich zu fragen, worauf die alte Frau hinauswollte.

»Mama, sag du es ihr«, sagte Joey. »Zweiter Februar. Muß sie mir jetzt einen Dollar geben?«

»Nein, sie muß dir gar nichts geben, Honey«, sagte Christine. »Das war keine richtige Wette.«

»Nun«, meinte er, »wenn ich verloren hätte, hätt' ich ihr sowieso keinen Zuckerkringel geben können, also ist's wahrscheinlich richtig, wenn sie mir auch keinen Dollar gibt.«

Endlich hob die alte Frau den Kopf und sah Christine an.

Christine setzte zu einem Lächeln an, hielt aber inne, als sie die Augen der Fremden sah. Sie waren hart, kalt und böse. Es waren weder die Augen einer Großmutter noch die einer harmlosen alten Schlampe. In den Augen war Kraft – und Hartnäckigkeit und Entschlossenheit. Die Frau lächelte auch nicht mehr.

Was geht hier vor?

Ehe Christine zum Reden ansetzen konnte, sagte die alte Frau: »Er ist doch am Heiligen Abend geboren, oder? Oder?« Das sagte sie so eindringlich, so gehetzt, daß sie Christine mit ihrem Speichel benetzte. Sie wartete auch gar nicht auf Antwort, sondern fuhr hastig fort: »Das mit dem zweiten Februar ist gelogen. Ihr wollt euch nur verstecken, alle beide. Aber ich kenne die Wahrheit. Ich *kenne* sie. Mich könnt ihr nicht täuschen. *Mich* nicht.«

Plötzlich schien sie doch gefährlich.

Christine legte Joey die Hand auf die Schulter und versuchte ihn um die Alte herum zu bugsieren, auf den Wagen zu.

Aber die Frau machte einen Schritt zur Seite, versperrte ihnen den Weg, fuchtelte mit ihrer Zigarette herum, funkelte Joey an und sagte: »Ich weiß, wer du bist. Ich weiß, *was* du bist, alles weiß ich über dich, alles. Das kannst du ruhig glauben. Oh, ja, ja, ich weiß es, ja.«

Eine Verrückte, dachte Christine, und ihr Magen verkrampfte sich. Herrgott. Ein verrücktes altes Weib. Eine von der Art, die zu allem fähig sind. Herrgott, laß sie bitte harmlos sein.

Mit verstörtem Blick trat Joey einen Schritt zurück, packte die Hand seiner Mutter und preßte sie.

»Bitte gehen Sie uns aus dem Weg«, sagte Christine, bemüht, ihre Stimme ruhig und vernünftig klingen zu lassen, um die Alte nur ja nicht wütend zu machen.

Die alte Frau bewegte sich nicht von der Stelle. Sie führte die Zigarette zum Mund. Ihre Hand zitterte.

Joey's Hand festhaltend, versuchte Christine, um die Fremde herumzukommen.

Aber wieder versperrte ihnen die Frau den Weg. Sie paffte nervös an ihrer Zigarette und blies den Rauch aus den Nasenlöchern. Dabei wandte sie die ganze Zeit den Blick nicht von Joey.

Christine sah sich auf dem Parkplatz um. Zwei Reihen entfernt stiegen zwei Leute aus einem Wagen, und am Ende der Reihe waren zwei junge Männer, die in die andere Richtung gingen, aber da war niemand nahe genug, um ihnen zu helfen, falls die Verrückte gewalttätig werden sollte.

Jetzt warf sie die Zigarette weg, und die Augen traten ihr hervor, wie die einer bösen großen Kröte, und sie sagte: »Oh, ja, ich weiß Bescheid, ich kenne deine abscheulichen, häßlichen Geheimnisse, du kleiner Schwindler.«

Christines Herz begann wie wild zu schlagen.

»Gehen Sie uns aus dem Weg«, sagte sie scharf, nicht länger darum bemüht oder fähig, ruhig zu bleiben.

»Mich legt ihr mit dem Theater nicht herein –«

Joey fing zu weinen an.

» – und mit dem netten Gehabe. Tränen helfen auch nichts.«

Zum drittenmal versuchte Christine, an der Frau vorbeizukommen, aber erneut versperrte sie ihr den Weg.

Das Gesicht der alten Vettel verfärbte sich. Man konnte jetzt rote Flecken auf ihren Wangen sehen. »Ich weiß ganz genau, was du bist, du kleines Monstrum.«

Christine stieß sie an, und die alte Frau stolperte nach rückwärts.

Joey hinter sich herziehend, rannte Christine zum Wagen und hatte das Gefühl, sie durchlebte einen Alptraum, so als könne sie sich nur im Zeitlupentempo bewegen.

Die Wagentür war versperrt. Sie verspürte immer den Zwang, Türen abzusperren.

Sie wünschte sich, sie wäre dieses eine Mal unvorsichtig gewesen.

Die alte Frau kam hinter ihnen hergerannt, schrie irgend etwas, das Christine nicht hören konnte, weil das wilde Pochen ihres Herzens und Joeys Weinen alles übertönten.

»Mama!«

Joey wurde ihr beinahe weggerissen. Die alte Frau hatte ihre Klauen in sein Hemd geschlagen.

»Lassen Sie ihn los, verdammt!« sagte Christine.

»Gib's doch zu!« kreischte ihn die alte Frau an. »Gib doch zu, was du bist!«

Christine stieß sie wieder weg.

Die Frau wollte nicht loslassen.

Jetzt schlug Christine nach ihr, mit der offenen Hand, traf sie zuerst an der Schulter und dann im Gesicht.

Die alte Frau taumelte rückwärts, und Joey entwand sich ihr, wobei sein Hemd zerriß.

Irgendwie schaffte es Christine, obwohl ihre Hände zitterten, den Schlüssel ins Schloß zu stecken und die Wagentür zu öffnen. Sie schob Joey hinein, und der rutschte auf den Beifahrersitz hinüber. Sie setzte sich hinter das Steuer, zog die Tür mit ungeheurer Erleichterung hinter sich zu und sperrte sie ab.

Die alte Frau spähte durch die Seitenscheibe. »Hör zu!« schrie sie. »Hör zu!«

Christine rammte den Schlüssel ins Zündschloß, schaltete die Zündung ein und trat das Gaspedal durch. Der Motor heulte auf.

Mit einer Faust, die weiß wie Milch war, trommelte die Verrückte auf das Wagendach. Immer wieder.

Christine legte den Gang ein und fuhr rückwärts aus dem Parkplatz, ganz langsam, um der alten Frau nicht wehzutun, nur von dem einen Wunsch beseelt, so schnell wie möglich hier zu verschwinden.

Die Verrückte ließ nicht locker, schlurfte neben ihnen her,

beugte sich vor, ließ den Türgriff nicht los, funkelte Christine an. »Er muß sterben. Er muß sterben.«

Joey bettelte schluchzend: »Mama, laß sie nicht zu mir!«

»Keine Angst«, sagte Christine, und ihr Mund war dabei so trocken, daß sie die Worte kaum herausbekam.

Der Junge preßte sich gegen seine versperrte Tür, und die Tränen strömten ihm aus den Augen, die dabei weit geöffnet blieben und das verzerrte Gesicht der Frau mit dem strähnigen Haar am Fenster seiner Mutter fixierten.

Immer noch mit eingelegtem Rückwärtsgang, beschleunigte Christine ein wenig, drehte das Steuer und wäre fast rückwärts gegen einen anderen Wagen gestoßen, der langsam auf sie zukam. Der andere Fahrer hupte, und Christine konnte gerade noch mit quietschenden Bremsen anhalten.

»Er muß sterben!« schrie die Alte. Sie schmetterte ihre blasse Faust mit solcher Kraft gegen die Scheibe, daß sie fast zerbrochen wäre.

Was ich hier erlebe, kann nicht wahr sein, dachte Christine. Nicht an einem sonnigen Sonntag. Nicht im friedlichen Costa Mesa.

Wieder schlug die alte Frau gegen die Scheibe.

»Er muß sterben!«

Ihr Speichel bespritzte das Glas.

Christine hatte jetzt den Vorwärtsgang eingelegt und fuhr, aber die alte Frau ließ nicht los. Christine beschleunigte. Die alte Frau hielt immer noch den Türgriff fest, rutschte und rannte und stolperte neben dem Wagen her, drei Meter, fünf Meter, zehn Meter, schneller, immer schneller. Herrgott, war das überhaupt ein Mensch? Woher nahm eine so alte Frau die Kraft und die Hartnäckigkeit, sich so festzuklammern? Sie grinste verzerrt durch die Seitenscheibe herein, und in ihren Augen war eine solche Wildheit, daß es Christine nicht überrascht hätte, wenn die alte Hexe trotz ihres Alters und ihres Aussehens die Tür abgerissen hätte. Aber dann ließ sie endlich mit einem zornigen Aufschrei los.

Am Ende der Reihe bog Christine nach rechts. Sie fuhr viel zu schnell durch den Parkplatz, und so befanden sie

sich weniger als eine Minute später auf der Bristol Street und rollten nach Norden.

Joey weinte immer noch, wenn auch jetzt nicht mehr so laut.

»Alles ist gut, mein Kleiner. Jetzt ist alles in Ordnung. Sie ist nicht mehr da.«

Sie fuhr zum MacArthur Boulevard, bog nach rechts, fuhr drei Straßen weiter und sah immer wieder in den Rückspiegel, um zu sehen, ob sie verfolgt wurden, obwohl sie wußte, daß diese Gefahr nicht drohte. Schließlich hielt sie am Randstein an.

Sie zitterte und hoffte, daß Joey es nicht bemerkte.

Sie zog ein Kleenex aus der kleinen Schachtel auf der Mittelkonsole und sagte: »Da, Honey. Wisch dir die Augen ab. Schnuz dich und sei tapfer. Okay?«

»Okay«, sagte er und nahm das Papiertaschentuch.

Gleich darauf war seine Fassung wiederhergestellt.

»Fühlst du dich jetzt besser?« fragte sie.

»Mhm. Irgendwie.«

»Angst?«

»Vorhin schon.«

»Aber jetzt nicht mehr?«

Er schüttelte den Kopf.

»Weißt du«, sagte Christine, »in Wirklichkeit hat sie all die bösen Sachen gar nicht ernst gemeint.«

Er sah sie verwirrt an. Seine Unterlippe zitterte, aber seine Stimme klang wieder gleichmäßig. »Warum hat sie es dann gesagt, wenn sie es nicht so gemeint hat?«

»Nun, sie konnte eben nicht anders. Die alte Frau ist krank.«

»Du meinst... krank, so wie erkältet?«

»Nein, Honey. Ich meine... geisteskrank. Gestört.«

»Du meinst, sie hat 'ne Meise, hm?«

Den Ausdruck hatte er von Val Gardner, Christines Geschäftspartnerin. Das war das erste Mal, daß sie den Ausdruck bei ihm hörte, und sie fragte sich, ob er sich vielleicht noch mehr solcher Ausdrücke aus derselben Quelle angeeignet hatte.

»Hat sie 'ne Meise gehabt, Mama? War sie verrückt?«

»Geistesgestört, ja.«

Er runzelte die Stirn.

»Damit versteht man das auch nicht leichter, hm?« sagte sie.

»Nee. Was heißt verrückt schon in Wirklichkeit, wenn es nicht bedeutet, daß man in eine Gummizelle gesperrt wird? Und selbst wenn sie eine verrückte alte Lady war, warum war sie dann so wütend auf mich? Hm? Ich hab' sie doch noch nie gesehen.«

»Nun...«

Wie erklärt man einem Sechsjährigen psychisch anomales Verhalten? Sie wußte nicht, wie sie es anpacken sollte, höchstens auf geradezu lächerlich vereinfachende Weise; aber in diesem Fall war eine vereinfachende Antwort besser als keine.

»Vielleicht hatte sie selbst mal einen kleinen Jungen, einen, den sie sehr lieb gehabt hatte, aber vielleicht war es kein kleiner braver Junge wie du. Vielleicht ist er mit den Jahren sehr böse geworden und hat eine Menge schlimmer Sachen getan, die seiner Mutter das Herz gebrochen haben. So etwas könnte... sie ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht haben.«

»Und deshalb haßt sie vielleicht jetzt alle kleinen Jungs, ob sie sie nun kennt oder nicht«, sagte er.

»Ja, vielleicht.«

»Weil sie sie an ihren eigenen kleinen Jungen erinnern? Ist es das?«

»Ja, das ist es.«

Er dachte einen Augenblick darüber nach und nickte dann. »Mhm. Das kann ich mir irgendwie vorstellen.«

Sie lächelte ihm zu und zerzauste ihm das Haar. »Hey, ich sag' dir was – fahren wir doch zu Baskin-Robbins und kaufen dir ein Eis. Ich glaube, die bieten gerade Eis mit Erdnuß- und Schokoladengeschmack an. Das magst du doch, oder?«

Er war sichtlich überrascht. Sie war gegen zuviel Fett in seiner Ernährung und plante seine Mahlzeiten sorgfältig. Es gab nicht oft Eis. Er nutzte den Augenblick und sagte:

»Kann ich eine Kugel davon und eine Kugel Zitronencreme haben?«

»Zwei Kugeln?«

»'s ist doch Sonntag«, sagte er.

»Sonst war Sonntag gar nichts Besonderes; schließlich gib't jede Woche einen. Hat sich da etwas verändert?«

»Nun, hm... Weißt du, ich hab' gerade...« Er verzog das Gesicht, dachte scharf nach. Dann arbeitete sein Mund, als würde er irgend etwas Klebriges kauen, und schließlich meinte er: »Ich hab' doch gerade ein... ein traumamamatisches Erlebnis gehabt.«

»Ein traumatisches Erlebnis?«

»Mhm. So heißt's.«

Sie blinzelte ihm zu. »Wo hast du denn das aufgeschnappt? Oh. Natürlich. Schon gut. Val.«

Wenn es nach Valerie Gardner ging, die zu theatralischen Auftritten neigte, war es schon ein traumatisches Erlebnis, am Morgen aufzustehen. Und keinen guten Parkplatz zu finden, war auch ein traumatisches Erlebnis. Val hatte jeden Tag ein halbes Dutzend traumatischer Erlebnisse – und genoß das ungeheuer.

»Also, es ist Sonntag, und ich hatte ein traumatisches Erlebnis«, sagte Joey, »und deshalb sollte ich zwei Kugeln Eis haben, um das auszugleichen. Verstehst du?«

»Ich verstehe nur, daß ich am besten wenigstens zehn Jahre nichts mehr von traumatischen Erlebnissen höre.«

»Und wie ist das mit dem Eis?«

Sie blickte auf sein zerrissenes Hemd. »Zwei Kugeln«, stimmte sie zu.

»Mann! Ist heute ein Klassetag, was? Jemand mit 'ner richtigen Meise und zwei Kugeln Eis!«

Christine kam aus dem Staunen nicht heraus, wie unverwüstlich Kinder doch waren, ganz besonders wie unverwüstlich dieses Kind war. Er hatte die Episode mit der alten Frau innerlich bereits von einem Augenblick des Schreckens in ein Abenteuer verwandelt, das zwar nicht ganz, aber fast so gut wie ein Besuch in einer Eisdiele war.

»Du bist mir einer«, sagte sie.

»Du bist auch eine.«

Er schaltete das Radio ein und summte glücklich mit der Musik, bis sie vor Baskin-Robbins anhielten.

Christine sah immer wieder in den Rückspiegel. Niemand folgte ihnen. Dessen war sie sicher. Trotzdem sah sie sich immer wieder um.

2

Nachdem sie mit Joey in der Küche ein leichtes Abendessen eingenommen hatte, ging Christine an ihren Schreibtisch, um etwas zu arbeiten. Sie und Val Gardner besaßen in Newport Beach einen Feinschmeckerladen, der sich Wine & Dine nannte; sie verkauften dort gute Weine, Delikatessen aus der ganzen Welt, hochwertige Kochutensilien und etwas exotische Geräte wie Spaghetti- und Espressomaschinen. Der Laden existierte jetzt seit sechs Jahren und war gut etabliert; genaugenommen machten sie sogar höhere Gewinne, als Christine oder Val je zu hoffen gewagt hatten, als sie ihr Geschäft eröffnet hatten. Jetzt planten sie, noch in diesem Sommer eine Filiale zu eröffnen und dann, irgendwann im nächsten Jahr, ein drittes Geschäft im Westen von Los Angeles. Das Ganze machte ungeheuren Spaß, nur mit dem Nachteil, daß das Geschäft immer mehr Zeit in Anspruch nahm. Dies war nicht der erste Abend an einem Wochenende, den sie mit dem allgegenwärtigen Papierkrieg verbringen mußte.

Nicht, daß sie sich beklagt hätte. Vor dem Wine & Dine hatte sie sechs Tage die Woche als Kellnerin gearbeitet. Sie hatte damals zwei Jobs gleichzeitig ausgefüllt: vier Stunden mittags in einem Schnellimbisß und sechs Stunden am Abend in einem mittelmäßig teuren französischen Restaurant, dem Chez Lavelle. Aber nach ein paar Jahren hatte sie gespürt, daß die Arbeit sie abstumpfte und altern ließ: die Sechzig-Stunden-Woche; die Hilfskellner, die häufig schon unter Drogen standen, wenn sie zur Arbeit kamen, so daß

sie sie hatte decken und zwei Jobs statt des einen hatte verrichten müssen; die schmierigen Typen, die in dem Schnellimbiss zu Mittag aßen und die so widerwärtig und ekelhaft und hartnäckig sein konnten, die man aber um des Geschäftes willen mit gespielter Koketterie beruhigen mußte.

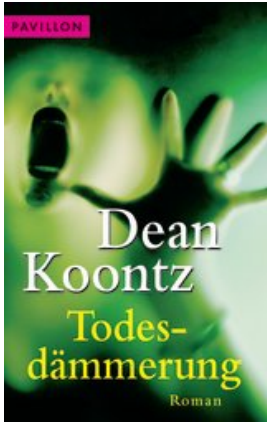
Und dabei verbrachte sie so viel Zeit auf den Füßen, daß sie an ihrem freien Tag nichts anderes tat, als mit hochgelegten Beinen die Sonntagszeitung zu lesen und sich dabei besonders auf den Wirtschaftsteil zu konzentrieren, wobei sie davon träumte, eines Tages ein eigenes Geschäft zu besitzen.

Immerhin hatte sie sparsam gelebt – sie hatte sogar zwei Jahre lang auf einen Wagen verzichtet –, daß sie es mit ihren gesparten Trinkgeldern schließlich geschafft hatte, genügend auf die Seite zu legen, um sich eine einwöchige Kreuzfahrt nach Mexiko auf einem Luxusliner, der *Aztec Princess*, leisten zu können und dazu noch die Hälfte der Summe aufzubringen, mit der sie und Val ihren Feinschmeckerladen gegründet hatten. Die Kreuzfahrt und das Geschäft hatten ihr Leben radikal verändert.

Und wenn es schon besser war, viele Abende mit Papierkrieg zu verbringen, als als Kellnerin zu arbeiten, dann war dies noch unermesslich viel besser als die zwei Jahre ihres Lebens vor den Jobs im Schnellimbiss und im Chez Lavelle. Die verlorenen Jahre. So sah sie jene Zeit, die jetzt so weit zurücklag; die jämmerlichen, traurigen, dummen, verlorenen Jahre.

Verglichen mit jener Periode ihres Lebens, war der Papierkrieg ein Vergnügen, eine Freude, ja geradezu ein Fest.

Sie hatte bereits mehr als eine Stunde am Schreibtisch gearbeitet, als ihr klar wurde, daß Joey, seit sie sich an den Schreibtisch gesetzt hatte, ausnehmend ruhig gewesen war. Er war natürlich nie besonders laut. Häufig spielte er stundenlang ganz alleine, ohne einen Laut von sich zu geben. Aber nach dem entnervenden Zwischenfall mit der alten Frau heute nachmittag war Christine immer noch ein wenig gereizt, und selbst diese völlig normale Stille schien ihr plötzlich seltsam bedrohlich. Nicht, daß sie regelrecht Angst



Dean Koontz

Todesdämmerung

Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-453-77053-9

Heyne

Erscheinungstermin: September 2005

Jäh verwandelt sich Christine Scavellos Leben in einen schrecklichen Alptraum. Eine Gruppe religiöser Fanatiker hat ihren Sohn Joey zum Antichrist erklärt, und die »Kirche des Zwielfichts« ist entschlossen, das unschuldige Kind in den Tod zu Hetzen.